

**THEOLOGISCH-PRAKTISCHE
QUARTALSCHRIFT****Wie mache ich meine Gemeinde diasporafähig?**

Von Pfarrer *Albert Willimsky*, Podejuch bei Stettin.

Wenn der Katholik, der immer nur unter Glaubensgenossen gelebt hat, das Wort „*Diaspora*“ hört, so stellt er sich meist eine Gegend vor, in der es wenige, kleine, armselige Kirchen gibt und in der wenige, weit zerstreute, laue und gleichgültige Katholiken wohnen. Und damit hat er zum großen Teil recht. Aber er kann sich von den Gefahren der Diaspora für den Glauben keine rechte Vorstellung machen. Er ist nur in eine katholische Schule gegangen, hat einen guten Beichtunterricht gehabt, ist in größter Feierlichkeit zur Erstkommunion gegangen, hat nur gute, katholische Bücher und Zeitschriften gelesen, konnte jahraus, jahrein unsere herrlichen Kirchenfeste: Weihnachten, Ostern, Pfingsten, Fronleichnam feiern, sah allsonntäglich das gute Beispiel im Kirchenbesuch, kurz, er atmete nur katholische Luft, war von allen Seiten behütet und beschützt. Der Diasporakatholik dagegen geht sehr selten in eine katholische Schule, weil es nur sehr wenige gibt; er muß vielmehr von den andersgläubigen Kindern Geringschätzung ertragen, oft Zurücksetzung und Verspottung. Die Andersgläubigen — sie verdienen diesen Namen kaum, da sie zum größten Teil fast nichts mehr glauben — geben oft kein gutes Beispiel. Der Kirchenbesuch ist vielfach sehr schwach (ich denke da besonders an Brandenburg und Pommern). In einer Stadt von 4000 Einwohnern, um ein Beispiel anzuführen, gehen am Sonntag durchschnittlich 30 Personen zur Kirche. Besonders auf dem Lande arbeitet man am Sonntag wie am Wochentag. Wenn sich in solch einer Umgebung der Katholik behaupten will, dann muß er kämpfen und immer von neuem Widerstand leisten. Er steht sozu-

sagen dauernd in der Kämpffront, der Katholik in katholischer Gegend nur auf dem Exerzierplatz. Er ist von seiner Heimat aus gewöhnt, den Menschen Vertrauen zu schenken. Er glaubt ihnen alles, was sie sagen. Nun kommt er in eine Umgebung, die nicht nur heute und morgen auf seinen Glauben ungünstig einwirkt, sondern dauernd. „Steter Tropfen höhlt den Stein“ gilt auch leider in der Diaspora. Der nächste Katholik, bei dem er sich Mut und Rat holen könnte, ist nicht leicht erreichbar; auch keine katholische Zeitschrift, kein katholisches Buch. Die Erfahrung lehrt, daß er in der ersten Zeit, wenn irgend möglich, alles mitmacht, dann aber assimiliert er sich der Umgebung, wird bald lau und versagt. Da gibt es Katholiken, welche eine vorzügliche religiöse Erziehung in der Heimat genossen haben, sogar im Kloster gewesen sind, die dem Diasporaseelsorger auf seine Mahnung antworten: „Ich soll 10 oder gar 20 Kilometer weit zur Kirche gehen? Solch ein großes Opfer kann der liebe Gott von uns nicht verlangen.“ Diese Leute kommen zum Teil jetzt gar nicht mehr zur heiligen Messe.

Nun sendet gerade in unserer Zeit die katholische Gegend Jahr für Jahr in großer Zahl ihre Söhne und Töchter in die *Arbeitslager, Landjahrheime, Fabriken* usw., die zum großen Teil in der Diaspora liegen. Da erhebt sich von selbst die bange Frage für den Pfarrer: „Wie mache ich meine scheidenden Pfarrkinder diasporafähig?“ Der eine Seelsorger versammelt sie zu einem Vortrag, in dem er ihnen die Gefahren der Diaspora für den Glauben schildert; der andere läßt sogar einen Pater kommen, der in Exerzitienpredigten die Pflichten des Katholiken in der Diaspora besonders betont. Das mag zur Not für diejenigen ausreichen, die höchstens ein Jahr in der Fremde weilen, aber für die anderen ist das viel zu wenig. Die Erfahrung lehrt ja, daß die Neuankömmlinge einen gewissen Eifer, einen Schwung aus der Heimat mitbringen, der aber nach einiger Zeit langsam schwindet. Das wäre ungefähr dasselbe, wie wenn man einen Wehrpflichtigen einkleiden und ihm den Gebrauch der Waffen genau erklären, ihn aber nicht üben lassen wollte. Er wird wohl bejahen, daß er alles gut verstanden habe. Wenn er aber vor dem Feinde schießen soll, wird er versagen, weil ihm die Übung fehlt.

Der Katholik muß in seiner Heimat von Grund auf für die Diaspora erzogen werden, und zwar jeder ohne Ausnahme, ob er bleibt oder fortzieht. Die Frage lautet deshalb anders: „Wie mache ich meine Gemeinde

diasporafähig?“ Jeder Pfarrer wird einmal vor dem ewigen Richter über jedes einzelne Pfarrkind Rechenschaft geben müssen. Zu seinen Pfarrkindern gehören nicht nur diejenigen Katholiken, die sonntäglich zur heiligen Messe kommen und regelmäßig zu den heiligen Sakramenten gehen, sondern auch die Lauen und Fernstehenden. Er ist im wahren Sinne des Wortes der *geistliche Vater seiner ganzen Gemeinde*. Wie die Kinder in der Familie sich ihren Vater nicht wählen können, so auch in der Gemeinde. In der heiligen Taufe wird das Kind durch die heilige Handlung des Pfarrers für den Himmel geboren. Er bereitet seine Pfarrkinder auf das heilige Sakrament der Firmung vor, wenn er es auch nicht spendet. Er befreit das sündige Kind kraft seiner Binde- und Lösegewalt von seinen Sünden. Nicht einmal die leiblichen Eltern können ihren Kindern so viel Frieden und Glück schenken, genießen so riesengroßes Vertrauen wie der Beichtvater. Und dann das Höchste: er nährt seine Kinder mit einer Speise, die über alle Speise ist, mit Jesu Fleisch und Blut. Und immer wieder heilt er die Wunden und reicht das Himmelsbrot. Und wenn dann das Pfarrkind todkrank daniederliegt, eilt der geistliche Vater herbei, um auch jetzt noch seinem lieben Kinde das überaus Schwere leicht zu machen. In der Familie wenden die Eltern ihre größte Sorge und Mühe dem kranken Kinde zu. Tag und Nacht wachen oft Vater und Mutter am Bett ihres Lieblings, scheuen keine Kosten, um ihn gesund zu machen. So muß der geistliche Vater auch alle Mühe, die besondere Sorge seinen seelisch kranken, d. h. seinen lauen und fernstehenden Pfarrkindern zuwenden. In der einen Gemeinde gibt es davon nur 10 Prozent, in einer anderen 40 Prozent, in einer dritten wohl 70 bis 80 Prozent oder gar noch mehr. Diese wird er aber wohl nie in Massen um sich versammeln können; er wird an jeden einzelnen herantreten müssen, wie es der Diasporaseelsorger immer machen muß, da in der Diaspora die Katholiken weit zerstreut wohnen. Er wird also von seiner Massenseelsorge zur *Einzelseelsorge* übergehen müssen. Das ureigentliche Sakrament jeder ersprißlichen Seelsorge, besonders der Einzelseelsorge, ist das *Sakrament der Buße*. (Nebenbei sei bemerkt, daß die Andersgläubigen von eigentlicher Seelsorge gar nicht reden dürften, denn sie haben ja nicht das Bußsakrament. Wie will der Arzt den Körper heilen, wenn er ihn nicht kennt.) Im Beichtstuhl muß der Pfarrer von dem Bewußtsein, daß er der geistliche Vater seiner Gemeinde ist, ganz

und gar durchdrungen sein. Es darf da keine Massenabfertigung erfolgen, um nur recht oft auf den Beichtzähler drücken zu können. Mancher Beichtvater hält den Beichtkindern vorher eine kleine Exhorte und gibt im Beichtstuhl nur noch die Absolution. Das ist auch eine Massenabfertigung, nichts Persönliches. Jeder Beichtende soll individuell behandelt werden. Er soll eine ganz spezielle, auf sein Bekenntnis zugeschnittene Belehrung erhalten, auch wenn sie infolge großen Andranges sehr kurz ist. Dabei soll, wenn irgend möglich, die Reue im Beichtkind vertieft werden. Der Beichtvater hat nicht zu verurteilen, sondern nur zu urteilen. Das Kind in der Familie kann jeden Blick, jede Miene der Eltern genau deuten. So wird auch das Beichtkind seinen Beichtvater recht bald richtig einschätzen können. Wie freut es sich, wenn er sogar auf die Fehlerquellen hinweisen kann. Der Katholik will im Beichtstuhl ganz persönlich behandelt werden, und so wird der gute Beichtvater immer größeren Einfluß auf seine Beichtkinder gewinnen, sie immer mehr und mehr fördern können.

Der Eifer im Beichtstuhl allein genügt nicht. Das „Erkenne dich selbst“ ist bekanntlich für jeden schwer. Der Beichtvater wird sich auch darum sorgen, wie das Beichtkind in der Welt lebt, mit anderen Worten, er wird *Hausbesuche* machen. Das kann ihm unmöglich schwer fallen, weil er seine Beichtkinder kennt, weil sie seinen Besuch ganz gewiß wünschen. Der gute Beichtvater wird dann offenbar auch ein großes Verständnis für diese Art Seelsorge haben. In manchen Gegenden geht der Pfarrer nach dem Fest der Erscheinung des Herrn die Häuser segnen. Dafür ist ein besonderes Gebet im Rituale enthalten. Leider dauert dann der Besuch einer Wohnung oft nur zwei oder drei Minuten. In dieser kurzen Zeit kann nur das Gebet gesprochen werden, sonst nichts. Der Pfarrer soll gerade diese Gelegenheit gut ausnützen und auf die persönlichen Verhältnisse seiner Pfarrkinder eingehen. Der Hausseggen soll wohl ganz im Vordergrund stehen. Dafür soll der Tisch weiß gedeckt sein, mit einem Kruzifix und zwei Leuchtern darauf. So sorgt der Pfarrer wenigstens schon dafür, daß diese Gegenstände für den Fall eines Versehanges in der Wohnung vorhanden sind. Aber auch ein Muttergottes- oder ein anderes Heiligenbild, kein Kitsch, soll zu sehen sein, ein Weihwasserbecken mit Weihwasser. Der Pfarrer hat Gelegenheit, nach den Familienverhältnissen zu fragen, ob ein Kind getauft werden soll oder zur Erstbeichte oder Erstkom-

munion geführt werden muß oder eine Mischehe verhütet werden kann. Er wird in feiner Weise feststellen, ob auch die Eltern und Kinder getrennt schlafen, ob nicht etwa schlechte Bücher, schlechte Zeitungen gelesen werden. Er kann so seine Pfarrkartothek ergänzen und berichtigen. Vielleicht hat mancher Pfarrer einen guten Blick für Krankheiten und kann den Patienten zum Arzt schicken, oder für Wohnungsschäden. Die Leute selbst werden diese Gelegenheit gern wahrnehmen, um ihren Pfarrer in dieser oder jener Sache um Rat zu fragen. Manche warten oft mit Sehnsucht darauf, weil sie zu Hause dazu mehr Mut haben als in der Pfarrkanzlei. Die Besuchsdauer wird zehn, höchstens fünfzehn Minuten nicht überschreiten. Der Pfarrer wird dafür eine günstige Zeit wählen und vorsorglich seine Ankunft rechtzeitig bekanntgeben, damit er möglichst alle Familienmitglieder antrifft. Wenn er einmal im Jahre diese Besuche der Reihe nach durchführt, so genügt das vollständig.

Aber weit wichtiger, doch weniger angenehm ist der *Besuch der lauen, fernstehenden Katholiken*. Davon darf den Pfarrer nichts abhalten. Denn das sind seine kranken, gefährdeten Kinder, denen er seine besondere Sorge, seine größte Liebe zuwenden muß. Was sollte man wohl von einem Arzt denken, der den Patienten nicht behandeln will, weil der Krankheitsherd entsetzlich riecht? Oder von einer Tochter, welche die Schlagaderverletzung ihrer Mutter nicht verbinden will, weil ihr vor dem spritzenden Blut ekelt? Oder von einem Vater, der sein Kind nicht retten will, das in die Düngergrube gefallen ist? Der Pfarrer muß der gute Hirt sein, der die neunundneunzig Schäflein zurückläßt, um das eine zu suchen. Es sind kostbare, unsterbliche Seelen, die dem ewigen Verderben entgegengehen und zurückgerissen werden müssen. Sie wollen ja noch katholisch sein, sind vielleicht gar schon gefirmt, haben also ein Recht darauf, daß sie aufgesucht werden. Durch irgend ein Ereignis im Leben sind sie vom Glauben abgekommen, sind gleichgültig, gehen nicht mehr zur Kirche, zu den heiligen Sakramenten. Vielleicht haben sie schon als Kinder in der Schule im Religionsunterricht wenig gelernt oder sind von einem religionslosen Klassenlehrer unterrichtet worden, kamen vielleicht in schlechte Gesellschaft oder wurden durch Unglück und Armut verbittert. Es sind unglückliche Menschen, die unser größtes Mitleid verdienen. In religiösen Dingen sind sie natürlich wie Kinder, von denen der Lehrer nur sehr wenig verlangen kann. Der

Pfarrer darf sich da über nichts wundern, er darf nichts voraussetzen. Dieser bedauernswerten Menschen wird er sich mit größter Liebe annehmen und zunächst den Grund ihres Fernbleibens von der Kirche feststellen. Vielleicht schmilzt das Eis bei den ersten Worten, vielleicht ist ein zweiter Besuch nötig. Er muß auch gewärtig sein, daß er gar nicht eingelassen wird. Der Seelsorger, der das Bußsakrament gut zu verwalten versteht, wird bestimmt hier die rechten Worte finden. Er wird dabei pädagogisch klug vorgehen. Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden. So wird er aus solch einem Katholiken nicht gleich einen Heiligen machen können. Er wird vielmehr große Geduld haben müssen, zunächst ganz geringe Anforderungen stellen, zumindest verlangen, daß er zur Kirche kommt. Die offenbar werdenden Mängel und Sünden wird er in aller Liebe tadeln und rügen müssen, kein Kompromiß schließen, nicht zurückweichen, wo bestimmte Gebote keinen Ausweg zulassen. Die Güte und Liebe des Seelsorgers vermag da sehr viel. Den Satz der Heiligen Schrift hier anwenden wollen: „Werfet eure Perlen nicht den Schweinen vor“, wäre ganz verkehrt. Nein, solange sich jemand katholisch nennt, ist er noch nicht verloren, will er noch mit der Kirche verbunden sein. Wenn er aber trotz dauernder Mahnung nicht zu den heiligen Sakramenten geht, überhaupt nicht in die Kirche kommt, dann zerreißt er ja selbst das Band, das ihn an die Kirche hält. Dann muß auch da der feste pädagogische Grundsatz gelten: Solch ein Mensch darf nicht kirchlich beerdigt werden. Die Mühen um diesen Katholiken müssen auch ihre Grenzen haben. Denn er ist ja nicht allein da. Aber der Pfarrer wird doch erst alles versuchen. Wie leicht hat er es jedoch im Vergleich zum Diasporaseelsorger! Er braucht keine weiten Wege zu machen, hat eine schöne, große Kirche, deren Glocken das verirrte Schäflein immer wieder zur Kirche rufen. Allsonntäglich hat dieses das gute Beispiel seiner Glaubensgenossen vor Augen. Die Feierlichkeiten der Hochfeste laden eindringlich zur Teilnahme ein. Die Fronleichnamsprozession bringt ihm den Gottesdienst vielleicht direkt vor seine Wohnung. Eine Karitassekretärin hilft, eine schöne Pfarrbücherei steht zur Verfügung, wohl auch ein guter Lichtbilderapparat. Erst wenn der Pfarrer alle Möglichkeiten ausgeschöpft hat, kann er sagen: „Omnia feci et salvavi animam meam.“ Sobald nun der laue Katholik wieder in die Kirche geht, gliedert er sich langsam von selbst in das kirchliche Leben ein, voraus-

gesetzt, daß in der Predigt darauf Rücksicht genommen wird. Vielleicht veranstaltet der Pfarrer besondere Kurse für die Gewonnenen. „Da wird im Himmel über einen bekehrten Sünder mehr Freude sein als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen.“

„Aber ich bin mit so viel Arbeit überlastet“, klagt der Pfarrer einer großen Gemeinde, „daß ich gar keine Zeit habe, diese Besuche zu machen“. Jede größere Pfarrei hat wenigstens einen oder mehrere Kapläne, die zur Hilfe heranzuziehen sind. Der Pfarrbezirk wird entsprechend geteilt, und jeder Geistliche bearbeitet seinen Teil. Auf diese Weise kann der Pfarrer seine Kapläne in den Seelsorgsdienst einführen, sie beraten und wohl die schwierigsten Fälle selbst übernehmen. Schlimmstenfalls müssen die Büroarbeiten anderen Kräften überlassen werden.

Nur so wird der Geistliche in katholischer Gegend diasporafähig. *Wie macht er aber seine Gemeinde diasporafähig? Er muß alle aktiven Pfarrkinder zur Mitarbeit heranziehen* und das ist oft nicht leicht. Bisher hörte der Katholik immer wieder von der Kanzel: „Rette deine Seele!“ „Was geht mich also die Seele des Nächsten an“, sagt er sich, „das ist die Aufgabe des Pfarrers, dazu ist er ja angestellt. Ich tue meine Pflicht, liebe den Nächsten, gebe gutes Beispiel, mehr brauche ich nicht zu tun“. Dazu kommt, daß der gute Katholik unsere heilige Religion tief erlebt. Man denke nur an die gewaltigen Eindrücke einer guten heiligen Beicht, vor allem der würdigen heiligen Kommunion. Das sind Erlebnisse, die er hütet und sehr heilig hält und die er, so fürchtet er, nicht vor anderen profanieren möchte. Eine gewisse Scheu schließt ihm den Mund. Und das geht sogar manchem Geistlichen so. Ein Beispiel: Im Dorfe G. erteilte ich allwöchentlich in einer nichtkatholischen Schule den dort versammelten katholischen Kindern Religionsunterricht. Am Schluß der Stunde lud mich der Lehrer zu einer Tasse Kaffee ein. Natürlich kamen wir auf die Religion zu sprechen, wobei sich er und seine Frau ziemlich abfällig über unsere heilige Kirche äußerten. Ich berichtigte die Irrtümer und gab im Laufe der Zeit unmerklich einen ausführlichen Unterricht über unsere heilige Religion. Der Sohn, ein Student der evangelischen Theologie, erklärte darauf, er würde, wenn er im Amte sei, die heilige Beicht in seiner Gemeinde einführen. Die Mutter sagte, sie würde ihre Tochter sofort katholisch werden lassen, wenn sie einen katholischen Bräutigam bekäme. Der Vater er-

zählte mir, mein Vorgänger hätte über Religion nicht sprechen wollen. Den Grund dafür ahnte er nicht. Er hatte sich ihm gegenüber ebenfalls abfällig über unsere heilige Kirche geäußert, und da scheute sich der Pfarrer, über Religion zu sprechen. Ja, konnte denn der Lehrer wirklich anders sein? In der Schule, im Seminar, in seiner Kirche wurden ihm doch nur schiefe und falsche Anschauungen über unsere heilige Kirche beigebracht. Es wäre ja ein reines Wunder, wenn er anders gesprochen hätte. Die Glaubenswahrheiten unserer heiligen Religion dagegen sind so schön, so überzeugend, daß man sie jedem Menschen ohne Ausnahme vortragen kann; und wer nur etwas Sinn für Wahrheit und Schönheit hat, wird unwillkürlich bewundernd zu unserer heiligen Kirche aufschauen. Die Scheu des Katholiken, über religiöse Wahrheiten vor lauen Glaubensgenossen oder Andersgläubigen zu reden, muß auf jeden Fall einem freudigen, offenen Bekenntnis Platz machen. „Wenn der Katholik seinen Glauben wirklich lieb hat“, sagte einmal ein hochgestellter Geistlicher, „wird er ihn auch weiterverbreiten“. In der Theorie hört sich dies ganz schön an, aber die Praxis lehrt etwas ganz anderes. Ein Beispiel. In einer Versammlung stürzte plötzlich ein Herr, von Krämpfen ergriffen, zu Boden. Für den Augenblick war alles bestürzt, aber zwei Männer eilten bald herbei, faßten den Kranken kunstgerecht an und trugen ihn hinaus. Wer waren diese hilfsbereiten Herren? Der eine war Gehilfe in einem Krankenhaus gewesen, der andere war ein Arzt. Es waren also geschulte Leute. Alle anderen Herren hätten diesen Liebesdienst genau so verrichten können, aber sie konnten sich dazu nicht sofort aufraffen, denn sie waren nicht geschult. Und das ist es, was unseren Katholiken fehlt, die Schulung.

Der Pfarrer wird zunächst auf die Pflicht hinweisen, *nicht nur seine eigene Seele, sondern auch die des Nächsten zu retten*. Es ist heilige Pflicht der Geschwister in der Familie, einander in der Not zu helfen. Kein guter Katholik darf sich das Wort des Brudermörders Kain zu eigen machen: „Bin ich denn der Hüter meines Bruders?“ Da gilt es zunächst, die reichlich dicke Mauer des Pharisäertums niederzureißen, die von den lauen, passiven Katholiken trennt. „Was, ich soll zu diesem Säufer hingehen? Ich erreiche ja nichts.“ Oder: „Dieser treibt sich ja mit Weibern herum.“ Oder: „Es hat doch keinen Zweck, der arbeitet Sonntag wie Wochentag“ usw. So kann der Pfarrer ein ganzes Sündenregister hören und dabei schim-

mert es durch: „O Gott, ich danke dir, daß ich nicht so bin wie diese.“ Er wird diesen Tadlern erklären, daß jeder Katholik so weit kommt, wenn er seine religiösen Pflichten nicht mehr erfüllt, daß es verwunderlich wäre, wenn er trotzdem gut bliebe. Der Seelsorger wird nun alle Kraft einsetzen, um seine Pfarrkinder zur echten Geschwisterliebe zu erziehen. Wir sind ja alle Kinder eines Vaters im Himmel, als Pfarrmitglieder Kinder des geistlichen Vaters. Wir tragen das unauslöschliche Merkmal des Kindes (Taufe) und auch des Streiters (Firmung) unserer heiligen Kirche in unserer Seele. Wir sind durch das hochheilige Band der heiligen Kommunion innig umschlungen, wir sind der mystische Leib Jesu. Und wie wir alle einmal selig werden wollen, so sollen auch diese lauen Katholiken gerettet werden. Der Seelsorger kann hinweisen auf den großen Wert der unsterblichen Seele, auf den heiligen Johannes den Täufer: „Bereitet den Weg des Herrn“, auf die Parabel vom verlorenen Sohn, auf die Talente, mit denen der Katholik arbeiten soll, auf die Tränen Jesu, auf die Rechenschaft vor dem ewigen Richter, auf die Worte Jesu: „Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“, auf den Lohn im Jenseits, wenn wir wenigstens eine Seele retten, usw. Fast in jedem Sonntagsevangelium findet sich eine Anknüpfungsstelle.

Wenigstens ein halbes Jahr, vielleicht noch länger, wird der Pfarrer so die Herzen weich hämmern, die Abneigung vor diesem Liebesdienst nehmen, die Scheu beseitigen. *Dann erst wird er feststellen, wer bereit ist, diesen Heilandsdienst zu leisten.* Diese Anforderung ist an einen Katholiken noch nicht gestellt worden, und so wird es nicht zu verwundern sein, wenn die Zahl der Helfer zunächst klein sein wird. Diese wird er samt den übrigen auf den Apostelgang vorbereiten, bzw. abhärten: die ersteren, damit sie wissen, wie sie es machen sollen, die übrigen, damit sie Mut bekommen, auch daran teilzunehmen. Sie müssen gefaßt sein, die schlimmsten Vorwürfe zu hören, gerade in unserer Zeit. Die Geistlichen sind ja alle Sittlichkeitsverbrecher. Die Kirche treibt ja nur Politik. Es muß doch wahr sein, was im Pfaffenspiegel steht, denn sonst dürfte das Buch nicht gedruckt werden. Die Päpste taugen alle nichts. Die Kirche hat ungeheuer viel Geld. Was macht sie bloß damit? Das in die Kirche Laufen bringt nichts ein. Wer wird denn so dumm sein und dem Beichtvater alles sagen? Ich habe ja überhaupt nichts zu beichten. Ich habe niemand totgeschlagen, ich habe

nichts gestohlen. Ich kann doch zu Hause genau so gut beten wie in der Kirche. Die Religionen sind ja alle gleich, wir haben alle doch nur einen Gott usw. Der Heilandsbote muß gewärtig sein, seinen Klienten nicht anzutreffen oder gar von ihm hinausgeworfen zu werden. Für ihn gilt auch das Wort der Heiligen Schrift: „Siehe, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe. Seid darum klug wie die Schlangen und arglos wie die Tauben“ (Matth 10, 16). Der Bischof hat ihm ein besonderes Sakrament, die heilige Firmung, gespendet, und der Pfarrer hat ihm die Sendung erteilt. Nun sind das keine Wölfe, sondern unsere lieben, verirrtten Mitbrüder und Mitschwestern. Aber der Bote wird klug sein und diese Vorwürfe schweigend hinnehmen. Denn er ist zunächst auf die Antworten nicht geschult. Sogar ein Kind kann mehr Fragen stellen als zehn Weise beantworten können. Dann aber muß auch eine Erregung oder gar Erbitterung auf jeden Fall vermieden werden. Seine einzige Aufgabe besteht darin, einen schönen Gruß vom Pfarrer auszurichten mit der Bitte, in die Kirche zu kommen oder wenigstens ihn zu besuchen. Sollte das irrende Schäflein aber mit Vorwürfen wirklich lästig werden, dann darf der Bote nur erklären, das sei nicht wahr, daran glaube er ganz bestimmt nicht. Hat er aber das Unglück gehabt, sich in einen Disput einzulassen, so muß der Abschluß auf jeden Fall friedlich und versöhnlich sein, sonst geht der Betreffende leicht verloren.

Der Pfarrer wird dann seine *Helfer zu einer Konferenz zusammenberufen*, um ihre Berichte entgegenzunehmen. Da wird er hören, daß die einen gut aufgenommen wurden, die anderen wenig oder gar keinen Erfolg gehabt haben. Er wird neue Einwände kennen lernen, von kuriosen Szenen und Zwischenfällen, von edlem Verhalten, würdig eines Heiligen, Mitteilung erhalten. Jedes freudige Erlebnis wirkt anspornend, begeisternd auf die ganze Versammlung. Die Mißerfolge werden wohl zur Kenntnis genommen, wirken aber nicht entmutigend, da man mit ihnen gerechnet hat. Mit großem Jubel wird wohl die Kunde von der Gewinnung des ersten irrenden Schäfleins aufgenommen. Die Ergebnisse dieser ersten Aktion werden in einer *Kartei* festgehalten und dann Richtlinien aufgestellt, die sich aus der Erfahrung ergeben. Der eine oder andere muß noch einmal oder mehrmals besucht werden; dieser oder jener Helfer ist besonders gut geeignet zum Besuch einer bestimmten Sorte Menschen. Verwandtschaft oder Bekanntschaft könnten

Hemmungen verursachen, und so kann nur ein Fremder den Fremden aufsuchen. Bei dem Besuch dieses einen Katholiken muß z. B. die Caritas helfen, oder es muß ein Wechsel stattfinden usw. Es wird Ehrensache eines jeden Helfers sein, für seinen Schützling besonders zu beten und die heilige Kommunion für ihn aufzuopfern. Dann wird der Pfarrer eine neue Aktion festlegen, die dann vielleicht monatlich einmal, je nach der Anzahl der Helfer und der Menge der Aufzusuchenden, durchgeführt werden könnte. Er wird nun den Opferwillen seiner Getreuen lobend hervorheben, auf schöne Vorbilder, wie den heiligen Johannes den Täufer, hinweisen und ihren Eifer durch besondere Lichtbildervorträge oder andere Veranstaltungen belohnen. Denn sie sind ja seine Elite-truppe.

Dann wird er mit der *besonderen Schulung* beginnen. Diese Schulung wird er aber auch auf die ganze Gemeinde ausdehnen. Seine Predigten bekommen hinsichtlich der Methodik einen ganz besonderen Inhalt, eine viel bessere Wirkung. Das kleine Mädchen pflegt sein Püppchen unermüdlich, zieht es an und aus. Ist dieses Mädchen groß und Ehefrau geworden, so weiß es zwar, wie es sein lebendiges Püppchen zu pflegen hat, läßt sich aber doch Unterricht in der Kinderpflege geben. Der Lehrer in der Schule konnte vor seiner Berufswahl bestimmt gut rechnen, schreiben usw., und doch mußte er erst das Seminar besuchen, um die Methodik zu lernen, wie er diese Künste den Schulkindern nahebringen müsse. Der Katholik hört wohl oft in der Kirche eine Predigt über das Dasein Gottes, über die Gottheit Jesu usw. und mag vielleicht denken: „Wozu diese Predigt? Ich glaube ja daran“, oder gar: „Steht denn dieser Glaubenssatz etwa nicht fest?“ Jetzt hört er von der Kanzel die uralten, herrlichen Wahrheiten in einem ganz neuen Gewande, nämlich, wie diese Glaubenssätze verkündet, erläutert, verteidigt werden müßten. Er hört Einwände, die erhoben werden. Früher war er vielleicht mit halbem Ohr dabei; denn „für mich“, sagt er sich, „ist das vollauf genug“. Jetzt paßt er genau auf, denn er soll ja einem anderen darüber Bescheid geben, er muß schließlich den Glaubenssatz verteidigen, er will sich vor den anderen nicht beschämen lassen. Er hat also schon so einen viel größeren Nutzen von der Predigt als früher. Es bliebe schließlich dem Pfarrer überlassen, die Predigt recht dramatisch zu gestalten. Der Kaplan geht auf die Kanzel, bringt die Einwürfe gegen eine Glaubenswahrheit vor,

und dann kommt der Pfarrer und widerlegt, oder beide sprechen abwechselnd. So steigt langsam im Herzen des Gläubigen der Wunsch auf: Ich will auch Apostel werden. Es dauert nicht lange, so kommen die Gläubigen nicht nur mit dem Gebetbuch, sondern auch mit dem Katechismus in die Kirche, um dort zu rechten Religionslehrern, zu wahren Aposteln vorgebildet zu werden. Der Pfarrer wird allsonntäglich in besonderer Weise um das Gelingen dieser Aktion beten, er wird sogar Anbetungsstunden vor dem Allerheiligsten abhalten. Der Geist Gottes weht, wo er will. Die Gnade Gottes bedient sich oft der unscheinbarsten Sache bei der Bekehrung eines Menschen. Da wird der Segen des Allmächtigen unmöglich ausbleiben. Die Zahl der Helfer wird langsam größer, die ganze Gemeinde wird allmählich von dieser Aktion erfaßt. Die Fronten klären sich. Viele abseits stehende Katholiken werden gewonnen, werden kirchlich, werden sogar selbst Helfer, ein anderer Teil bleibt wohl unbeherrschbar. Jeder aktive Katholik bekommt das Verlangen und auch die Übung, seinen Glauben nicht nur offen zu bekennen und zu verteidigen, sondern ihn auch vorwärts zu tragen, nicht nur auf den Heilandsgängen, sondern überall und zu jeder Zeit. Er ist ein Apostel geworden. Dann erst ist die Gemeinde diasporafähig.

Es liegt auf der Hand, daß diese Aktion sich in der Gemeinde überaus segensreich auswirkt. Die Gottes- und Nächstenliebe, die Liebe zur Kirche wächst ständig. Von solch einer Gemeinde kann man alles erwarten. Die Anzahl der Kommunionen steigt von selbst. Mit großer Bereitwilligkeit arbeiten die Gläubigen mit dem Pfarrer zusammen. Wenn der Religionsunterricht in der Schule behindert wird, sind sogleich eine Menge Apostel zur Stelle, die in ihrer Art einspringen und helfen. Nötigenfalls sind ja die Eltern der Kinder selbst so weit vorgebildet, daß sie ihren Kindern den Unterricht erteilen können. Großes Verständnis zeigen sie für die Caritas, für die Missionen, besonders für die Diaspora. Am eigenen Leibe erfahren sie es ja, daß es bisweilen doch nicht leicht ist, diesen oder jenen Lauen zu gewinnen, und sie können es sich gut vorstellen, daß es in der Diaspora bei den weiten Wegen, den kleinen Kirchen, den armseligen Hilfsmitteln, der großen Armut viel, viel schwerer sein muß, Apostelarbeit zu leisten als in der Heimat. Die Diasporaseelsorge ist, das fühlen sie, im wahren Sinne des Wortes die Seelsorge. Diaspora ist Kampffront. Im Kriege sendet die Heimat die beste Ausrüstung, die be-

sten Waffen, den besten Mundvorrat an die Front. Für die Diaspora war bisher der unermüdliche Bonifatiusverein in Paderborn der Helfer in der Not. Jedes Jahr sandte er in großzügiger Weise Weihnachtsgaben für die Armen der Diaspora, kleidete zur Erstkommunion arme Diasporakinder vollständig ein, half sonst überall, wo es nötig war. Jetzt wird auch der Katholik in seiner Heimat die Diaspora richtiger einschätzen als bisher, er wird ein Herz haben für den Bonifatiusverein, er wird mehr Opfer für ihn bringen als bisher. Und wenn er selbst in die Diaspora zieht, wird er sich vor ihren Gefahren nicht fürchten. Er kennt sie ja aus seiner Heimat. Vielmehr wird er auch da als Apostel auftreten. Diese schöne Arbeit an den unsterblichen Seelen läßt auch von selbst eine Menge Priesterberufe hervorgehen. Bisweilen ist es leichter, einen guten Protestanten zu gewinnen als einen schlechten Katholiken, und diese Tatsache gibt einen wunderbaren Ausblick für die Zukunft. Die Erfahrung lehrt, daß man Andersgläubige in Massen fast nie für den Glauben gewinnen kann, nur einzeln; und dazu ist derjenige Katholik am geeignetsten, der diasporafähig ist. Er besitzt zwei herrliche Waffen, die nur in unserer heiligen Kirche vorhanden sind, die Wahrheit und die Liebe. Gerade unsere Zeit mit ihrer Schwere und Not will uns zu dieser edlen Arbeit aufmuntern, damit eine Herde werde und ein Hirt. In Osnabrück stieg ich einmal in den D-Zug ein, der aus Amsterdam kam und nach Berlin weiterfuhr. Im Abteil saßen zwei Herren aus Holland, Nichtkatholiken, und unterhielten sich über unsere heilige Religion. Der eine machte abfällige Äußerungen. Der andere war aber anderer Ansicht und sagte, bei den Katholiken müsse es doch schön sein, man spüre dort so viel Liebe. Ich möchte wohl auch katholisch werden. Denke nur, sie beten sogar für uns!

Jeder Pfarrer möge nun versuchen, seine Gemeinde diasporafähig zu machen. Das Ziel ist doch so herrlich, so groß und die Mühen verhältnismäßig klein. Aller Anfang ist schwer, sagt das Sprichwort. Auch hier scheint der Anfang schwer zu sein. Sowie man angefangen hat, folgt eins aus dem andern, ergibt sich alles von selbst. Es ist ja auch rein natürlich, daß der Pfarrer das, was er hat, was er ist, anderen weitergibt. In einer frommen, gut katholischen Ehe schaffen sich Vater und Mutter Ebenbilder in ihren Kindern. So soll sich auch der Pfarrer als geistlicher Vater und erster Apostel fühlen und sich in seiner Gemeinde recht viele, möglichst alle zu Ebenbil-

dern, zu Aposteln heranbilden. In den goldenen Worten des göttlichen Heilandes (Joh 10, 11 ff.) ist alles enthalten: „Ich bin der gute Hirt. Der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe. Der Mietling aber . . . sieht den Wolf kommen . . . und flieht.“ Es heißt da nicht „die Wölfe“, sondern „den Wolf“. Ein einzelner Wolf ist feige und kann leicht von einem Halbwüchsigen verjagt werden, der Mietling scheut jede kleine Mühe. „Ich bin der gute Hirt und kenne die Meinen und die Meinen kennen mich . . .“ Und dann noch einmal: „Ich gebe mein Leben für meine Schafe.“

Der Gott des heiligen Paulus.

Von P. Meinrad M. Schumpp, O. P., Freiburg i. Br.

(Schluß.)

5. Der dreieine und dreifaltige Gott.

Dürfen wir noch weiter gehen? Ist der heilige Paulus bis zum Innersten, bis zum Allerheiligsten vorgedrungen? Hat er auch jenen Reichtum Gottes erkannt, den der Vater in ewiger Schenkung und Zeugung seinem Sohne mitteilt und Vater und Sohn gemeinsam dem Heiligen Geiste? Mit anderen Worten: gehört auch das *Geheimnis des dreieinen und dreifaltigen Gottes* als eine Grundwahrheit zur paulinischen Gotteslehre? Dürfen wir annehmen, daß dem Apostel Paulus der Taufbefehl Jesu mit seinem Bekenntnis zum dreifaltigen Gott bekannt war?

Vor einigen Jahrzehnten noch hatte man für diese Fragen kein offenes Auge und keinen rechten Sinn. Die älteren Werke der neutestamentlichen und paulinischen Theologie (z. B. *Simar*, Theologie des heiligen Paulus) schenken ihnen kaum Beachtung. Die intensivere Beschäftigung mit dem theologischen Lehrgehalt der Paulusbrieve, vor allem die eindringenden Untersuchungen über die so umstrittene Geisttheologie des Apostels, haben hier Wandel geschaffen. Die Stellung des Apostels Paulus zu dem großen Zentraldogma des Christentums ist eine Frage geworden, die heute in allen Lagern zur Verhandlung steht und sehr verschiedenartige Beantwortung erfährt.

„Paulus hat bereits Dreiheitsformeln, in denen er Gott, den Herrn und den Geist zusammenstellt. Doch sind sie nie wesentlich und innergöttlich gemeint, geschweige denn trinitarisch“, so sagen die einen,¹⁰⁾ die weder einen Sohn annehmen, der dem Vater gleichwesentlich wäre,

¹⁰⁾ *Weinel*, *Bibl. Theologie des N. T.*³, Tübingen 1921, 396.